

»Fähnrich«, unterbrach ihn etwas verlegen der junge Mann.

Schwang in seiner Stimme nicht schon ein wenig Unsicherheit mit?

»Und diese vornehme junge Dame hier«, Vater lachte dabei laut und flüsterte mir ins Ohr, ich sollte die am Boden stehende Laterne umwerfen, »und diese Vornehme wird Euren Männern so lange Gesellschaft leisten, bis wir ein Gespräch unter Edelleuten geführt haben!«

Mit diesen Worten stieß er mich kraftvoll von sich weg, geradewegs auf einen der beiden Wächter zu, in dessen Arme ich flog und dabei die Laterne umstieß, so daß sie klirrend zerbrach. Der Mann zerdrückte einen Fluch auf den Lippen, doch sein Kumpan lachte nur. »Das Vögelchen kannst du auch im Dunklen beglücken – laß mal sehen, ob sie feste Brüste hat!«

Er langte mir grob in den Ausschnitt und griff nach meinem Busen. Die ekelhafte Ausdünstung der beiden ließ mich fast ohnmächtig werden, dann lag ich schon am Boden ... Heilige Agnes, hilf! Wo war Vater, weshalb schritt er nicht ein? Einer der Männer wollte mir zwischen die Beine greifen, doch ich wand mich wie eine Schlange in wilder Verzweiflung. Meine Kräfte ließen unter dem schweren Gewicht des Mannes rasch nach. Sein eiserner Brustharnisch drückte so fürchterlich, daß kaum mehr Luft zum Atmen blieb. Für einen Moment wurde ich wieder fast besinnungslos. Du mußt dich weiter wehren, hämmerte es in mir, wehr dich! Wehr dich!

»Aber, Freunde, wer wird denn gleich so heftig sein – macht mir mein teures Spielzeug nicht kaputt! Es hat mich einiges gekostet ...« Vaters Stimme klang so beiläufig, als spräche er mit zwei übermütigen Knaben, die einen Sperling an der Schnur flattern ließen. Doch, bei Gott, der Sperling war ich!

»Hört auf – sofort!« Der Fähnrich klang überraschend scharf, und die Männer ließen auch augenblicklich los.

Übelkeit würgte mich. Ich sprang auf und sank zitternd in Vaters Arme.

»Fähnrich, Ihr erlaubt, daß ich mich entferne ...«

»Ich bitte Euch darum, Signore«, antwortete der ebenso förmlich. Vater legte seinen Arm um meine Schultern, und wir gingen langsam bis zur nächsten Calle.

»Was hast du mit dem Mann besprochen?«

»Nicht viel, Cristina, ihm genügte ein Beutel Zechinen!«

Dann bogen wir um die Ecke und fingen sofort an zu laufen, rannten wie Verrückte, rannten um unser Leben ...

Die Sonne schien hell ins Fenster; es mußte also bereits später Vormittag sein. Mein Schädel brummte, und alle Glieder taten mir weh. Ich hatte einen schrecklichen Traum gehabt. Doch nun war er vorbei. Das besudelte Kleid lag ganz unten in der Truhe begraben und würde nie wieder hervorgeholt werden, ebensowenig wie alle Gedanken an diesen Alptraum.

Vergessen ... alles wollte ich vergessen! Mich ins Vergnügen stürzen, jede Einladung annehmen, mir von jedem den Hof machen lassen, trinken, tanzen – immer wieder tanzen. Denn im Tanz liegt Schönheit, Anmut, Freude, alles ...

Ich läutete und ließ mir ein leichtes Übergewand bringen, Vater, Mutter und Anna, meine Nichte, waren bereits mit dem Morgenmahl fertig. Ich küßte die Eltern, wie es sich gebührte, und setzte mich. Es gab mit Mandeln gebratenen Peterfisch, Kutteln in Basilikumsauce und süßsauer eingelegte Finken. Genau das Richtige für meinen Hunger. Ich ließ mir drei der lecker aussehenden Vögel auflegen und nahm etwas Fisch und frisches Brot. Dazu gab es kühles Wasser, mit Wein gemischt. Zwei Becher voll stürzte ich sofort hinunter, was mich sehr erfrischte, und biß herzhaft in den eingelegten Finken; doch kaum war der erste Bissen in meinem Mund, würgte es mich, das Wasser kam wieder hoch und ergoß sich in einem übelriechenden Schwall neben die Tafel. Eine junge Dienerin wischte sofort alles wieder auf.

»Iß etwas trockenes Brot, Cristina, das vertragen Schwangere am besten!« Vater lachte herzhaft über seinen Scherz, fing sich jedoch einen bitterbösen Blick meiner Mutter ein und schwieg.

Ich versuchte es, brachte aber kein Stückchen hinunter.

Man maß dem Vorfall keine weitere Bedeutung bei und plauderte über alles mögliche. Vater schien heiter und ironisch wie immer. Nichts war ihm anzumerken, nichts deutete auf das hin, was hinter uns lag ...

Ich ging unter einem Vorwand auf mein Zimmer, stellte einen leichten Sessel ans Fenster und sah auf den Kanal und die Brücke vor unserem Palazzo hinab, wo es lebhaft zuzuging. Große und kleine Lastkähne zogen vorbei, dazwischen wenige Gondeln. Manchmal könnte man glauben, der kleine Rio di Santa Marina faßte gar nicht all die Boote, besonders am Vormittag, der Zeit, wo jedermann seine Geschäfte zu erledigen hat. Obwohl ich als Venezianerin dieses bunte Treiben seit frühester Kindheit kenne, fasziniert es mich immer wieder, daß niemals ein Boot mit einem anderen zusammenstößt. Nicht, als ob etwas Ernstes dabei passieren könnte, nein, für die Schiffer schien es einfach eine Frage der Ehre zu sein, ohne Berührung mit den anderen ihren Weg durch das Gewirr der Kanäle zu finden.

Doch so sehr ich mich auch bemühte, es wollte mir nicht gelingen, Zerstreuung zu finden. Irgendwo in einer verborgenen Stelle meines Bewußtseins war das Wort »Mörderin« eingemeißelt. Und wie die Worte einer Inschrift an einem Monument zu uns sprechen, so vernahm ich immer nur: »Mörderin, Mörderin ...«

Der Schweiß brach mir aus, kalter Schweiß, trotz der Hitze des frühen Mittags. Lies ein Buch, lenke dich ab, bald wirst du alles vergessen haben, lockte eine Stimme in mir. Ich nahm einen Band satirischer Schriften Aretinos, holte den oben offenen Hut mit dem Schleier daran aus der kleinen Truhe und ging durchs Treppenhaus ein Stockwerk hinauf, dann durch den Gang, von dem aus die Dienstbotenzimmer zu erreichen sind, und noch eine schmale Wendeltreppe zum Dach hoch. Ich trat hinaus und blickte über die Dächer Venedigs. Vor mir lag der mächtige Baukörper von San Zanipolo; weiter rechts, fern, doch alles beherrschend, der hochaufragende Campanile von San Marco.

Ich zog das Morgengewand aus, setzte den Hut auf, zog mein honigblondes Haar oben aus der Öffnung und ließ es zum Bleichen ringsum über die breite Hutkrempe herunterhängen. Der weiße Schleier schützte dabei meine helle Haut vor den Sonnenstrahlen. Eine leichte, angenehm erfrischende Brise wehte vom Meer. Ich legte

mich auf die geflochtene Liege und blickte in die Ferne. Hier oben, nur noch das Blau des Himmelsgewölbes über mir, blieb alles Menschliche, Niedere, Häßliche weit unten, wo das Wasser der Kanäle schmutziggrün schimmerte.

Plötzlich erfaßte mich ein seltsames Sehnen, ein Sehnen nach irgend etwas, was ich nicht beschreiben konnte. Oder doch?

Mein Herz schlug plötzlich schneller, ich spürte beim Atmen in meiner Brust ein Ziehen, nicht wirklich schmerzhaft und doch schmerzvoll, nur ein wenig – aber unbeschreiblich schön. Ein Mann, groß und geschmeidig, zugleich kraftvoll, mit langem dunklem Haar und blauen Augen wie – der sagenhafte Held Orlando! Obwohl ich ihn nur aus Romanen kannte, erstand er in diesem Augenblick vor meinem Inneren, so wahrhaftig, als könnte ich ihn greifen. Wenn ein solch herrlicher Mann mich jetzt in seine Arme nähme, so fest und besitzergreifend wie mein Vater heute nacht – ich ginge mit ihm, wohin er auch immer wollte – jetzt, sofort ... Vor mir ein Schatten – »Orlando!«

»Was träumst du da, Cristina?« Vater lachte auf seine manchmal verletzende ironische Art.

»Von – von einem ...« Ich war zu überrascht von Vaters plötzlichem Auftauchen hier auf dem Dach des Palazzos, um vernünftig antworten zu können.

»Von einem gewissen Orlando«, er zwinkerte mir zu, »doch sag mir, wer ist dieser Glückliche?«

»Niemand.«

Vater zog eine Augenbraue hoch. »Ein Niemand namens Orlando – Welch ein interessanter philosophischer Aspekt. Wenn Orlando also ein Niemand ist und wir davon ausgehen, daß dieser Name die Bezeichnung für einen Menschen darstellt, so kann man folglich schließen, daß alle Männer, die Orlando heißen, nicht existent sind. Oder ist jener nur eine Idee als solche? Ohne Substanz?« Vater hielt einen Moment inne, wohl um die in seinen Augen einzigartige Brillanz dieser Worte nachklingen zu lassen. Da unterbrach ich ihn ebenso unsanft, wie er mich aus meinen Träumen gerissen hatte. »Es ist doch nur Orlando furioso!«

»Mädchenträume – wie lächerlich!« Aber dann veränderte sich sein Blick. »Das heißt also, du machst dir Gedanken um Männer?«

Ich fühlte, wie mir das Blut zu Kopf schoß, wollte verneinen – doch warum eigentlich?

»Nun – Vater, sicher habt auch Ihr schon an meine Verheiratung gedacht ...«

»Diese Dinge haben noch Zeit – sehr viel Zeit, Cristina!«

Er wich mir wieder einmal aus; es war Vaters Art, eine direkte Ablehnung zu vermeiden. Und es lag etwas in seiner Stimme, das mich warnte, etwas ungewohnt Hartes, Endgültiges.

Ich wurde neugierig. »Bitte bedenkt mein Alter, fast schon achtzehn! Marietta Falier heiratete mit zwölf und hat jetzt schon vier Kinder; Francesca Nani war vierzehn ...«

»... und Antonia Soranzo starb mit fünfzehn im Kindbett. Das habe ich dir erspart«, warf Vater ein.

»Aber wann soll ich denn heiraten? In zwei Jahren nimmt mich keiner mehr!«

Wir schwiegen beide eine ganze Weile. Da wurde mir der Ernst meiner Lage zum erstenmal so richtig bewußt: Was war, wenn ich keinen Gatten fand? Als alte Jungfer von irgendwelchen männlichen Verwandten bevormundet dahinvegetieren? Oder ins Kloster? Grauenhaft. »Vater, ich muß wirklich bald heiraten!«

»Du wirst«, seine Stimme hatte wieder diesen harten Klang, »niemals heiraten, Cristina, hörst du, niemals! Denn ich habe dich für etwas Höheres bestimmt. Eine Aufgabe, die jeder Frau zur Ehre gereicht. Und nun will ich über diese Sache nicht mehr sprechen – nie wieder, hast du verstanden?«

Ich nickte, doch vernahm ich seine Worte nur noch wie von ganz fern, dann erstickte alles in meinen Tränen.

Vater wandte sich ab und ging hinunter. Die Schönheit Venedigs, der makellos blaue Himmel, die angenehme leichte Brise, meine Träume von Glück und Liebe – dies war gegenstandslos geworden. Alles – denn Vaters Worte konnten nur eines bedeuten: daß ich lebendig begraben wurde, begraben in einem Kloster!

Eine Aufgabe, die jeder Frau zu größter Ehre gereicht, wie er es auszudrücken beliebte – leere Worthülsen, wie üblich. Aber ich war nicht fürs Kloster geschaffen, wollte leben, tanzen, heiraten, viele Söhne haben, Kleider, einen Palazzo, Schmuck ... Eigentlich war Vater kein sehr frommer Mann, keiner, der ein Gelübde tat, seine einzige Tochter Gott zu weihen als Braut Christi. Nein, gewiß nicht – es mußte dafür also andere Gründe geben.

Über diesem angestregten Nachdenken waren meine Tränen allmählich versiegt. Du mußt jetzt genau überlegen, was zu tun ist, Cristina, sagte ich mir. Du mußt herausfinden, weshalb diese Entscheidung wohl getroffen wurde, und was dagegen unternommen werden kann. Ich versuchte, mir auf diese Weise Mut zuzusprechen, wußte aber zugleich, daß es wohl hoffnungslos war. Der Vater bestimmt über seine Familie, durfte bedingungslosen Gehorsam verlangen, ja, mußte es sogar, denn es war Gottes Wille. So jedenfalls hatte es das große Konzil, das Tridentinum, verkündet. Aber ich wollte nicht. Wollte nicht hinter Klostermauern verschwinden für alle Zeit. Wollte nicht Aussätzige pflegen oder gar an Männer verkuppelt werden, wie die Schwestern des Klosters Santa Madonna dell'Orto. Ich mußte Mutter um Rat fragen.

Das war keineswegs einfach. Wenn sie über gewisse Dinge ungern sprechen wollte, konnte ihr Zynismus ebenso verletzend sein wie der meines Vaters. Die Sache mußte also mit Bedacht begonnen werden.

Im Treppenhaus hörte ich beim Hinuntergehen eine aufgeregte männliche Stimme. Es klang, als ob jemand Geld forderte.

»... hundertdreißig Zechinen, Gott sei mein Zeuge! Hochedler Signore, ich habe ein Weib und acht unmündige Kinder zu Hause, habt Erbarmen!«

Rodolfo, unser stets schlecht gelaunter Maiordomus, der meine kleine Nichte Anna glühend verehrte, antwortete barsch, er habe keine Anweisung, einen derart hohen Betrag auszuzahlen, man möge sich gedulden.

Ich stand nun auf dem Treppenabsatz, von wo aus ich ins Vestibül hinunterblicken konnte, und sah dort Isidoro Levi, den Schneider, und Rodolfo.

Plötzlich wurde hinter mir eine Tür aufgerissen, Vater kam heraus und rief, man solle den Juden hinauswerfen.

Rodolfo blickte noch grimmiger als sonst, öffnete seinen Gürtel langsam, fast genußvoll, und prügelte den armen Schneider aus dem Haus, sogar noch ein Stück die Calle Scaletta hinunter.

Anna, die ebenfalls alles mitbekommen hatte und der dieser Auftritt unangenehm war, zog sich peinlich berührt vom Fenster zurück, als Rodolfo sichtlich erhitzt von der Calle heraufgrüßte. Ich maß dem Vorfall keine weitere Bedeutung bei. Streit um eine Schneiderrechnung, ecco, was machte es schon; wahrscheinlich versuchte der Mann Vater zu betrügen. Doch manchmal sind es scheinbar unwichtige Dinge, die entscheidende Veränderungen einleiten. Und in diesem Fall war jene eigentlich lächerliche Szene mit dem Juden das Vorspiel zu einer Reihe von dramatischen Ereignissen, die mein ganzes Leben verändern sollten ...

Mama war ungnädig. Sie hielt mir flüchtig die Wange zum Kuß hin. »Was hast du auf dem Herzen, mein Täubchen?«

»Nun, ich dachte ...«

»Cristina, meine Zeit ist begrenzt; wir sind heute abend zum Festmahl in Pietro Zancans neuem Palazzo eingeladen – also sag rasch, was du zu sagen hast!«

Ihre kurzangebundene Art hatte mich völlig aus dem Konzept gebracht. Gut, wenn es sein mußte, wollte ich ohne lange Umschweife zur Sache kommen. »Vater will mich ins Kloster schicken!«

Für einen Augenblick schienen Mutters Gesichtszüge zu entgleisen. Sie fuhr herum, hatte sich aber sofort wieder gefangen, denn ihre Stimme klang völlig unbewegt. »Unsinn, niemand will das!«

»Vater hat gesagt, meine Aufgabe sei höherer Art!«

»Nur eine Floskel ...«

»... oder die Umschreibung für ein Leben als Nonne!«

Mutter wurde nun ganz milde. Das allein schon ließ mich Verdacht schöpfen.

»Kind, glaube mir, niemand will dich als Nonne sehen.«

»Ja, als was denn sonst! Als – als Hure etwa?«

Ich war zu weit gegangen, aber Mutter blieb freundlich. »Vielleicht hat Vater deine Mitgift verspielt ...«

»Was hat er?«

Sie wurde blaß und biß sich auf die Unterlippe. »Ach nichts, geh jetzt und laß mich allein!«

Ich knickste und muß beim Hinausgehen wohl ziemlich betreten dreingeschaut haben. Aber in meinem Innersten arbeitete es gewaltig – keine Mitgift, keine Heirat!

Welch grauenhafter Gedanke ... Ohne Gatten fast rechtlos wie eine Witwe, dazu von allen Frauen mit stiller Verachtung bedacht. Freudlos, keusch und ohne Söhne zu gebären das Leben verbringen, stets auf die Fürsprache von irgendwelchen Verwandten angewiesen. Nein, das wollte ich nicht. Ebensowenig wie hinter Klostermauern